

RALPH KUNZ

»die wörter fallen, das wort bleibt aus«

Eine Rede zu Kurt Martis Homiletik

*»Die Sprache überwinden
und zugleich aus ihr schaffen,
das ist das Paradoxon,
an dem die Dichtung geprüft wird.«*

Elazar Benyoëtz¹

Vorwort

Die Grenze, die man kennt, hat man bereits überschritten – sagt Elazar Benyoëtz. Ich habe vor, die Grenzen zwischen Homiletik und Poetik zu überschreiten und ihnen im Werk des Predigers und Dichters Kurt Marti nachzufahren. Es soll mir gehen, wie anderen Fahrenden in diesem Grenzverkehr: Sie fahren den Vorfahren vor und nach und verfahren sich dann doch. Denn es ist nicht immer so klar, wer die Vorfahrt hat – der Dichter oder der Prediger. Wer bestimmt eigentlich, wo Dichtung anfängt und wo Verkündigung aufhört und umgekehrt? Bei Marti herrscht ein reges Hin und Her. Ist er beides zugleich? Er wurde ja auch – notabene ohne Abstand und Bindestrich – Dichterpfarrer genannt. Das hat hierzulande nur Gotthelf geschafft.

Ist es ein Zufall, dass Marti und Bitzius aus dem Bernbiet stammen – dem Land der Dichter und Bänkelsänger? Ich bin ein Halbappenzeller im Exil, der seine Harfe an den Ufern der Limmat spielt und in der Stadt der Wichtigtuer und Banker die Studierenden Predigtkunst zu lehren versucht. Ich frage solidarisch mit den Zürchern und neidisch auf die Berner: Geht uns diesseits der Reuss die Lust zum Fabulieren ab? Sind wir Großmäuler ohne Sinn fürs Knappe?

Ich will den Reussgraben nicht weiter vertiefen und widme mich in freundeidgenössisch-tintenblauer Harmonie einer anderen Grenze. Wenn der Prediger vom Dichter etwas lernen kann, ist es die Konzentration auf das *Wort*. Das heischt nach einer Begründung. Denn am Anfang war das Wort Gottes, aber Predigten schreibt man auf und hält

¹ Elazar Benyoëtz: *Worthaltung*. München 1977, S. 52.

man in Sätzen, die sich zu einer *Rede* fügen. Wie kommt der Prediger von der Kleinstinheit Wort zu seinem Text? Hat der Dichter dazu etwas zu sagen? Man hört die Warnung: Was hülfte es dem Prediger, wenn er mit seiner Sprachkunst die ganze Welt gewönne, aber das Wort Gottes dabei Schaden nähme?

Die Grenze zwischen Poesie und Homilie ist ein Gedankenstrich. Auf ihm möchte ich hin und her flanieren, vielleicht auch balancieren. Sie merken: Ich habe keinen akademischen Marsch im Stechschritt geplant, aber gleichwohl einen Parcours vor Augen. Er führt uns zuerst zum Homiletiker und dann zum Prediger Kurt Marti, zu seinem Lehrer Karl Barth, zur Dichtung und wieder zurück zur Predigt. Dabei interessiert auch, wie Marti im Fachdiskurs rezipiert wurde. Geleitet wird dieser Gang entlang der Grenze von der Frage, was die Aufmerksamkeit für die Kleinstinheit Wort zum Gelingen der Predigt beitragen kann.

Kurt Marti als Homiletiker

Von Kurt Martis »Homiletik« zu sprechen, ist irreführend. Er hat allerhand geschrieben, aber kein Buch über Predigtkunst. Immerhin gibt es einen Essay zum Thema im Band *Grenzverkehr*. Sein Titel ist bezeichnend. Zwei Fragen, die getrennt und unvermischt nebeneinanderstehen: *Wie entsteht eine Predigt? Wie entsteht ein Gedicht?*²

Die Antwort auf die Fragen ist denn auch klipp und klar: Es geht um zwei verschiedene sprachproduktive Vorgänge. Das ist naheliegend und doch erstaunlich. Man hätte erwarten können, dass der Dichterpfarrer Befürworter einer lyrischen Homiletik – oder irgendetwas in der Art ist. Aber Marti bleibt in Sachen Predigt prosaisch. Wer ihn kennt, unter seiner Kanzel gesessen oder seine Auslegungen – zum Beispiel des Markusevangeliums³ – gelesen hat, ist nicht überrascht.

Weshalb?

Marti unterscheidet streng zwischen dem Auftrag der Kirche, dem der Prediger zu gehorchen hat: nämlich »Gottes Wort nach dem Zeugnis der Bibel zu verkünden« und dem Lyriker, dem weder Text noch Thema

2 Kurt Marti: *Wie entsteht eine Predigt? Wie entsteht ein Gedicht?*. In: ders.: *Grenzverkehr. Ein Christ im Umgang mit Kultur, Literatur und Kunst*. Neukirchen-Vluyn 1976, S. 54-73.

3 Kurt Marti: *Das Markus-Evangelium. Ausgelegt für die Gemeinde*. Zürich 1985.

vorgegeben ist. Da der Diener des göttlichen Wortes, der eine Rede hält, hier der Schöpfer der Worte, der sein Publikum sucht und eine begeisterte oder erboste Leserschaft findet. Die Predigerin hört auf das Wort im Medium des biblischen Textes, die Lyrikerin spricht ihr eigenes Wort. Grund und Stoff des dichterischen Wortes ist also nicht die Gottesoffenbarung, sondern ihr *subjektives Welterleben* – auch und gerade dann, wenn sie von Gott redet. Weiter ist die Predigt im Unterschied zum Gedicht *verständliche* Rede. Sie zielt auf ein Einverständnis und ist *konventionelle Sprache*. Sie ist mündlich und darum nie fertig, weil sie auf einen Dialog mit der Hörerschaft aus ist. Anders wieder die Lyrikerin, die sich gegen die herrschende Sprache stemmt, etwas erschafft und in Buchform herausgibt.

So setzt [sich] der Dichterpfarrer [mit] Predigt und Lyrik auseinander. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Vergleich von Martis Homiletik mit der Homiletik, die Marti rezipiert.⁴ Während Marti auf die *Unterschiede* zwischen Predigt und Lyrik hinweist, nehmen andere den Dichterpfarrer beim Wort und machen den *theo poetischen Zusammenhang* stark. Ich werde darauf später eingehen und widme mich zunächst dem Prediger Marti.

Kurt Marti als Prediger

Diesem Thema könnte man sich streng wissenschaftlich mit einer Analyse des vorhandenen Opus annähern. Wie kommt *Lyrisches in der Predigt* zur Geltung? Was passiert unter der Kanzel eines so sprachgewaltigen Theologen? Ich wähle den anderen Weg und halte Ausschau nach *Verkündigung im lyrischen Werk*. Erstens würde die Berücksichtigung beider Einflüsse den Rahmen des Beitrags sprengen. Zweitens hat Marti selber – wie gesehen – eine gewisse Distanz zur »Theopoesie« in der Predigt.⁵ Das gilt es zu respektieren.

Zum Prediger Marti zitiere ich Anekdotisches aus dem *Topf voll Zeit* – der 2008 erschienen Teilbiographie der Jahre 1928 bis 1948.⁶ Marti

4 Zum Beispiel – siehe unten – Karl-Heinrich Bieritz: Predigt-Kunst? Poesie als Predigt-Hilfe. In: ders.: Zeichen setzen. Stuttgart u. a. 1995, S. 159-173.

5 Zum Begriff und zur Sache vgl. den Band von Henning Schröer / Gotthard Fermor / Harald Schroeter (Hg.): Theopoesie. Theologie und Poesie in hermeneutischer Sicht. Rheinbach 1998.

6 Kurt Marti: Ein Topf voll Zeit 1928-1948. München 2008.

erzählt in der dritten Person von einer ersten Predigtvertretung als Kandidat der Theologie. Das war ante Bologna der Status des Studenten nach dem Propädeutikum. Er kommentiert: »Anfängerpredigten versteht sich. Zuweilen müssen sie Geduld und Langmut der sonntäglichen Kirchgängerinnen, Kirchgänger ziemlich strapaziert haben.«⁷

Er schildert seine Zweifel. »War er überhaupt zum Prediger berufen?« Und erzählt einen Zwischenfall. Der Student soll in Meikirch um Viertel nach 9 predigen, doch sein Fahrrad – der Pneu – gibt den Geist auf. Zuerst hinten und dann vorn fährt er auf den Felgen; er kommt zu spät, schweißnass und atemlos und bepredigt die geduldig ausharrende Gemeinde – vier Frauen und einen Mann. Nach dem Gottesdienst flickt der Küster das Rad. Pneumatisch aufgerüstet radelt er zurück nach Bern. Marti: »Erst jetzt wurde ihm bewusst, wie komisch, zum Lachen komisch alles gewesen war. Das machte seine Predigt freilich nicht besser.«⁸

Knapp wird das skizziert. Und gerade das ist bezeichnend. Man leidet mit dem schwitzenden Prediger und seinen harrenden Hörern. Und man schmunzelt mit Marti, der selbstironisch berichtet, wie er – nach diesem Schlüsselerlebnis – vom Lehrling wieder zum Lernenden wurde und vor allem unter der Kanzel Albert Schädelins Predigten hörte.⁹ »Überdies vertiefte er sich jetzt in Karl Barths Lehre vom Wort Gottes (Band I,1 der *Kirchlichen Dogmatik*), die, neulich erschienen, seinem Bibel- und Predigtverständnis neue Horizonte eröffnete, ihn erleuchtete und in die eben angefangene zweite Studienphase frischen Schwung brachte.«¹⁰

In dieser Lehrlingszeit war also zweierlei prägend: die Erfahrung der tieferschürfend bibel- und lebensnahen Predigten Schädelins und der große Lehrer Barth, der ihn, so Marti, mit Skepsis imprägniert habe: mit Skepsis gegenüber den Herrschenden, aber auch gegenüber dem religiösen Betrieb samt Predigt. Der hohle Ton, das langweilige Gewäsch und der Kanzeljargon – daran leidet und dagegen protestiert der Theologe Marti ein Leben lang!

7 Ebd., S. 154.

8 Ebd., S. 155.

9 Albert Schädelin (geb. 1879) war von 1911 bis 1952 Pfarrer am Berner Münster und von 1928 bis 1950 ao. Prof. für Praktische Theologie in Bern. In den 1910er-Jahren stand er der religiös-sozialen Bewegung nahe. Ab 1915 wurde der Weggefährte Karl Barths zum führenden Vertreter der dialektischen Theologie in Bern. Schädelin war Dr. theol. h. c. der Universität Zürich (Angaben auf der Grundlage von Peter Aernes Schädelin-Artikel im *Historischen Lexikon der Schweiz*, online: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D10818.php> [12.12.2015]).

10 Marti, Ein Topf voll Zeit, S. 156.

Im Bestseller *leichenreden* wird die Predigtkritik lyrisch produktiv. Es ist sicher kein Zufall, dass es diese *ungeschönten Reden* sind, die den Pfarrer als Dichter bekannt machen. Es ist ein Protest im Namen Gottes, aus dem es einzelne Verse zum Schlagger gebracht haben. »Es hat Gott ganz und gar nicht gefallen, dass Gustav E. Lips«¹¹ durch einen Verkehrsunfall starb. Wer Ohren hat zu hören, hört Amos sagen: »Eure Lieder stinken mir.« (Am 5,21-24)

Der Wechselschritt zwischen Schreibtisch und Kanzel ermöglicht dem Dichterpfarrer den sprachlichen Widerstand gegen pastorale Konventionen und den Aufstand gegen tröstliche Phrasen. Es ist ehrliche und schonungslose, aber auch liebevoll präzise Rede, die gegen die tote Sprache aufsteht und für die Lebenden und die Toten einsteht – und darum echter Trost und darum aus der Seele gesprochen.

liebe gemeinde
wir befehlen zu viel
wir gehorchen zu viel
wir leben zu wenig.¹²

Zorn und Trauer über unerfülltes Leben machen sich Luft. So wünscht man sich Predigt:

betrauern wir diesen Mann
nicht weil er gestorben ist
betrauern wir diesen mann
weil er niemals wagte glücklich zu sein
weil er nie auf das urteil anderer pfiiff.¹³

Wer Ohren hat zu hören, hört in der Trauerrede das Evangelium. Glücklicherweise, wer lernt auf das Urteil anderer zu pfeifen: Er lebt als gerechtfertigter Sünder. Zwischen den Zeilen hören wir den Protest des *Dichters* gegen den falschen Ton einer leichenstarrten Sprache. Und doch – so zart und genau kann nur ein Pfarrer dichten, der einmal atemlos, verschwitzt und auf den Felgen an seiner eigenen Predigt gelitten hat. Peter Bichsel bringt es im Vorwort zur Neuauflage der *Leichenreden* schön auf den Punkt:

Kurt Marti war halt eben ein Pfarrer – ein netter Mensch also, ein bisschen tapfer und ein bisschen harmlos. So wollten seine Interpre-

11 Kurt Marti: *Leichenreden*. Zürich 2001, S. 27.

12 Ebd., S. 39.

13 Ebd., S. 35.

ten das immer wieder sehen – ein Pfarrer, der schreibt. Dass dieser Pfarrer ein Theologe hätte sein können, ein Mann, der mit Sprachen umgeht, Latein und Griechisch und Hebräisch und Aramäisch, ein Mann, der an das Wort glaubt, an die Schrift glaubt – mit der Schrift umgeht, mit der Heiligen Schrift zum Beispiel, interessierte nur wenige. Man versuchte immer wieder den sprachgewaltigen Expressionisten ins Biedermeier zurückzudrängen. [...] Beim Wieder- und wieder- und wiederlesen von Martis »Leichenreden« – sie haben mich ein Leben, ein halbes Leben lang, begleitet – sind sie mehr und mehr zur Sprache an und für sich geworden, zum unbestechlichen ›Es steht geschrieben‹. ›Welche Wohltat / einmal auch sagen zu dürfen: / nein er war nicht tüchtig ...‹, da atmet nicht einfach nur ein lügendeplagter Pfarrer auf, sondern eine lügendeplagte Sprache: Klartext – Tod, das gibt es.¹⁴

Karl der Große und kurt der kleine

Marti, sagt Bichsel, sei weder Lehrer noch Guru, eher »etwas wie die Mitte« für sie gewesen. Für sie: Das ist ein Kreis trotziger Gegenwarts-literaten in den 70er-Jahren. Über ihn sagt er: Er ist der große Meister dieser Literatur. »Am Anfang war das Wort – er kann nicht anders.«

Wer Ohren hat zu hören, hört in Bichsels Vorwort den Prolog und die protestantische Sentenz. Bichsel kann auch ganz anders. Aber hier trifft er den Nagel auf den Kopf. Was er als »reine Form«, als »Sprachgewalt« und »Meisterschaft« lobt, klingt nicht zufällig »theologisch«. Der Ruf zur Sache, der Wille zur Klarheit und der Mut, ungeschminkt zu sprechen, das ist das ideale Profil des Predigers.

Man hört das Mundwerk Karl Barths, der mitspricht. Ihn, den Marti immer wieder seinen Lehrer nennt,¹⁵ ist sicher nicht sein Guru, aber einer, den er für seinen Mut bewunderte und der ihm wohl auch so etwas wie eine theologische Mitte wies, auf die er sich ausrichtet und die ihm half, im Nebel des Zeitgeists nach dem klaren Wort zu suchen. Karl Barth war der Lehrer, aber Marti nicht zeitlebens sein Schüler. Barths Theologie der reinen Form wird bei Marti schöpferisch unrein. Zum Geist kommt Fleisch. Genau das riet der Vikariatsleiter dem jungen

14 Peter Bichsel: Vorwort. In: Marti, Leichenreden, S. 6.

15 Marti, Ein Topf voll Zeit, S. 182-187.

Vikar nach der ersten Predigt: »Mach weiter so ... es fehlt höchstens ein bisschen Fleisch am Knochen, aber das wird dir zuwachsen im Umgang mit der Gemeinde.«¹⁶

Ein wahres Wort! Martis Verkündigung – ich verwende bewusst den weiten Terminus – inkarniert. Sie wird konkret, lädt Schuld auf sich und kommt zur Welt: Sie wird politisch, parteiisch und häretisch – und bleibt doch gerade darin, dass sie mitunter zum Alltagswort wird, Wort-Gottes-Theologie. Aus der Beschäftigung mit der größeren Gemeinde erwächst auch ein neuer Widerwille gegen das Religiöse.

Glocken dröhnen ihren vollsten Ton
 und Photographen stehen knipsend krumm.
 Es braust der Hochzeitsmarsch vom Mendelssohn.
 Ein Pfarrer kommt. Mit ihm das Christentum.
 Im Dome knien die Damen schulternackt,
 noch im Gebet kokett und photogen.
 Indes, die Herren, konjunkturbefrucht,
 diskret nach ihren Armbanduhren sehn.
 Sanft wie im Kino surrt die Liturgie,
 zum Fest von Kapital und Eleganz.
 Nur einer flüstert leise: Blasphemie!
 Der Herr. Allein. Ihn überhört man ganz.¹⁷

Predigtkritik wird in diesem Gedicht zur Ritual- und Christentums-kritik. Es ist keine große Lyrik. Im Stil mahnt es an eine moralische Schelte à la Kästner. Es ist gereimt, aber mit feinen Pointen am Schluss, die einen Rhythmuswechsel in die Coda bringen, der alles aus dem Takt brächte, wenn man ihn beim Lesen beachten würde. »Der Herr.« – Punkt – »*Allein.*« – Punkt – »Ihn überhört man ganz.« Punkt.

»*Allein!*«, sagt Marti an anderer Stelle, bedeutet, nimmt man's wörtlich: »ungespalten, ganz eins, alles in einem. Oder mit Silbenumstellung: ein All. Für einmal aber narrt uns die Sprache. Kein Mensch vermag als ein All sich selbst zu genügen.«¹⁸

Der Herr allein spricht Gottes Wort. Aber sein geflüstertes: »Blasphemie!« geht unter im Gottesdienst. Und bleibt doch nicht unerhört. Das Gedicht macht das Flüstern hörbar. Marti verwandelt die kritische Sichtweise der dialektischen Theologie auf den religiösen Betrieb in

16 Ebd., 201.

17 Kurt Marti: In: Kirchenbote für das reformierte Volk des Aargaus 69/4 (1959), S. 27.

18 Kurt Marti: Im Sternzeichen des Esels. Zürich 1995, S. 192.

sprachliche Pro-Vokation und leiht dem Herrn seine Stimme – eine *viva vox evangelii* –, wenigstens geflüstert.

Protestantische Kritik wird so produktiv und der Grenzverkehr offensichtlich fruchtbar.¹⁹ Mehr noch: es braucht die surrende Liturgie als Hintergrundmusik, um die theologische Melodie zu Gehör zu bringen. Erst die falsche Produktion des Religiösen provoziert die *religio vera* und lockt sie hervor. Aber sie weckt weder JHWH, der auf dem Horeb Götzen samt Priester abfackelt, noch den irdischen Jesus, der den Tempel reinigt, sondern einen Herrn, der flüstert.

Erst die Leere macht auf das Vermisste aufmerksam. In atemberaubender Redundanzverknappung kommt Kurt Marti in einem anderen Gedicht zum selben Schluss:

der ort versammelt
die lieder klingen
die wörter fallen
das wort bleibt aus²⁰

Der Vorbehalt gegen das religiöse Geplapper – der Verdacht des Wort-Durchfalls²¹ –, er ist nicht nur Motiv der Kritik an Wörtern, sondern motiviert auch die Frage nach dem Wort. Produktive Kritik ist ein protestantisches Prinzip. Wenn das Wort ausbleibt, fällt uns wieder ein und fällt auf: Da fehlt doch etwas. Wenn Leere zugelassen wird, eröffnet sich ein Raum für ein Wort, das trifft. Wenn die Dunkelheit nicht kaschiert wird, kann sie durch das Wort erhellt werden. Auf diese Leere und Dunkelheit verweist die kritische Theologie.

Und kommt das Wort?

Die Liste derer, die skeptisch sind, ist lang. Reden wir Klartext. Natürlich steht *auch* die Kritik in der Gefahr, in Phrasen zu verfallen. Sie kann sich in der Pose gefallen und sich an der eigenen Großartigkeit ergötzen. Eine Predigt, die nur das Versagen der menschlichen Rede bespricht, würde umso mehr zum leeren Versprechen. Wer nur Leere ankündigt

19 Das gilt auch für den eingangs zitierten Elazar Benyoëtz, der im Gespräch mit dem Theologen Chr. Gubritz sagt: »Ich sagte, ein Aphoristiker dürfe kein Prediger sein. Das könnte er auch kaum, seine Skepsis dürfte ihn daran hindern. Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, dass Kohelet der Prediger ist und ich in allem wie er, vor allem – wie er – gegen ›gute Worte‹ und billigen Trost bin.« Zitiert nach: Christoph Gubritz: Der israelische Aphoristiker Elazar Benyoëtz. Tübingen 1994, S. 206.

20 Kurt Marti: gott gerne klein. Stuttgart 1995, S. 64.

21 Vgl. dazu Paul Zulehner: Wie Musik zur Trauer ist eine Rede zur falschen Zeit (Sir 22,6). Wider den kirchlichen Wort-Durchfall. Ostfildern 1998.

und nicht auch die Erwartung auf das Wort weckt, das lebendig macht, das sich ereignet und das kommt, hält besser den Mund.

Darum braucht auch die ›Wort-Gottes‹-Predigt neben Gottvertrauen die Zuversicht in das Mundwerk der Schreiber und das Handwerk der Redner. Natürlich ist *vice versa* das Lyrische keine Masche, mit der man die Leere füllen könnte, die [auch] in uns gähnt oder eine Methode, um das Loch aufzuhellen, das uns [nicht immer aber immer öfters] anschwärzt. So wie die Kritik zum theologischen Theaterdonner auf der Kanzel werden kann, kann die Bewunderung für die Sprachkunst in die Selbstergötzung einer poetischen Predigerin kippen.

Warum kommt mir das nie in den Sinn, wenn ich *Marti* lese?

Warum freue ich mich, wenn *er* über Gott und Welt fabuliert?

Ich wage zu sagen: weil nicht nur eine lügengeplagte Sprache aufatmet! Da hat einer etwas zu sagen, das zwar nicht allen ganz und gar gefällt, aber wer Ohren hat zu hören, hört dann und wann Gott, der sein Wort spricht oder wenigstens ein Wörtchen mitredet und manchmal auch nur aufseufzt!

Marti hat von Barth nicht nur die Aufklärung der Religionskritik, sondern auch Licht für *seinen* Weg bekommen. Es ist der Weg der Sprache, ein Weg, auf dem Gott zur Welt kommt. Marti ist Wort-Gottes-Theologe geblieben, aber als *Diener des göttlichen Wortes* auch *Dichter für »Gott«* geworden. Nicht nur für den tonnenschweren Wortbrocken, der im zehntausendseitentiefen Krater der *Kirchlichen Dogmatik* liegt – auch für *gott gerneklein*, dem er dann und wann ein »psälmelein« stiftet.

So spricht sich Gott herum.

Von der Predigt zur Dichtung und wieder zurück

Zum Verhältnis von Karls ›Gott‹ und Kurts ›gerneklein‹ gäbe es noch manches zu sagen. Wie gesellig sind sie? Jedenfalls hatte Marti keine Mühe, sich mit den ungeliebten Schülern von Karl dem Großen – inklusive einer verlorenen Tochter, die auch zur Dichterin neigte – auf neue Wege einzulassen. Der Marti ist halt eben ein Linker – ein netter Mensch also, ein bisschen tapfer und ganz und gar nicht harmlos für die Schultheologie. Er hat feministische, ökologische und soziale Themen aufgenommen – immer verlässlich, immer biblisch, immer protestantisch. Er ist sich und seiner Berufung treu geblieben.

Das hört sich an nach einer Hommage und ist es wohl auch – aber es spielt nicht nur auf den Mann. Ich glaube, es ist hier wirklich ein Prinzip am Werk. Was bei Marti homiletisch und poetisch produktiv wird, ist das

Ineinander von Religionskritik, Glaubensmut und Schreibwut. Das wird gesellig und fördert den Antrieb, im Widerspruch und Einspruch für das Unsagbare neues Sprachland zu erschließen.

Spricht der eine:

»Alles, was man über Gott sagen kann, ist Gott.«

Spricht der andere:

»Alles, was man sagen kann, ist nicht Gott.«

Spricht Meister Eckhart:

»Beide reden wahr.«

Und ich denke:

So zart ist also die Gottheit.

Die Zangen der Logik fassen sie nicht.²²

Es spielt die Kritik mit dem Gedanken der Konstruktion. Das Versagen der logischen Zangen wird vielsagend. Das Gedicht ist Bildersturm und Ikone zugleich, weder destruktiv noch kreativ, sondern kreatorisch: schöpferisch oder eben poetisch.²³ Der eine hört da Gott im Werk, die andere den Autor am Werk. Beide hören recht. Am Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott.

Kurt Marti als Predigt-Helfer

Gehen wir weiter zur Theoriegeschichte der Homiletik. Theopoesie war in den 1980er-Jahren ein regelrechtes Modethema. Marti hat das Seine dazu beigetragen – mit seinen Texten, nicht aber als Homiletiker. Für den wissenschaftlichen Diskurs waren Impulse aus dem Dialog mit der Hermeneutik, Poetik, Rhetorik und Semiotik wichtig. Sie flossen in die Homiletik ein. Es ist kein Zufall, »-tik« es. Die Endung »-tik« markiert Wissenschaftlichkeit und erinnert an das Erbe der Antike.

Man spricht in der Praktischen Theologie von der empirischen Wende nach den 1960er-Jahren. Das hat einmal einer in die Welt gesetzt und wird seitdem immer nachgeplappert. *Empirie* im streng sozialwissen-

22 Kurt Marti: Der Heilige Geist ist keine Zimmerlinde. 80 ausgewählte Texte mit einem Vorwort von Eberhard Jüngel. Stuttgart 2000, S. 104.

23 Zum Begriff »kreatorisch« siehe Winfried Engemann: Predigt als Schöpfungsakt. Zur Auswirkung der Predigt auf das Leben eines Menschen. In: ders.: Theologie der Predigt. Grundlagen – Modelle – Konsequenzen. Leipzig 2001, S. 71-92.

schaftlichen Sinne war aber im Bereich der Predigtlehre nie ein großes Thema. *Erfahrung* hingegen schon. In dreifacher Hinsicht:

- Wir sehen in dieser Zeit eine erhöhte Aufmerksamkeit für die *Wirklichkeit* mit Blick auf gesellschaftliche und lebensweltliche Kontexte;
- wir erkennen eine beherzte Zuwendung zur *Wahrnehmung* mit Hilfe der Sprache, anderer Medien und mittels einer elaborierten Hermeneutik;
- und wir nehmen ein zunehmendes Interesse wahr an unterschiedlichen *Erlebensweisen* der religiösen aber auch kulturellen Erfahrung.

Das hat alles weniger mit harter Empiristik und mehr mit der Hermeneutik der weichen Geisteswissenschaften zu tun. Ich würde deshalb von einer hermeneutischen Wende sprechen, die zwar den Anschluss an die moderne Wissenschaft sucht, sich aber auch als eine Art *tik*-Renaissance des Klassischen interpretieren lässt.

Es war der Aufstand der Söhne, die sich gegen die Homiletik der Väter richtete und eine Aufwallung der Kunst, die den Bann der Antirhetorik überwand, unter dem die Wort-Gottes-Theologie nach dem Trauma der faschistischen Propaganda gestanden hatte. Drei Wiederentdeckungen belebten die Theorie der reinen Kanzelrede: die *Kunst der guten Rede*, die *Sprechakttheorie* und das *Offene Kunstwerk*.

In der Mitte – die Theorien überbrückend – finden wir das Thema der *lebendigen Metapher*. Das Kraftwerk der Bedeutung, das durch den semantischen Bruch mit der Konvention Überraschung auslöst oder in Staunen versetzt und ein neues Sehen schenkt.

Rudolf Bohren, Gert Otto und Paul Kurz, Marcel Martin, Albrecht Grözingen und Ende der 1990er-Jahre Henning Schröer, Gotthard Fermor und Harald Schröter sind Zeugen für diesen Aufbruch und Stimmen einer Diskussion, die in den USA eigene Wege ging, um von dort als »New Homiletics« über die Vermittlung Martin Nicols wieder in den kontinentalen Diskurs einzufließen.

In dieser Diskussion redete Kurt Marti – wie schon erwähnt – nicht als Akademiker mit. Vielleicht hätte er es, wäre er 1972 zum Professor gewählt worden. Gott sei Dank verhinderte die bürgerliche Regierung die Berufung des »linken Pfarrers«. Marti wurde bewahrt vor einem grausigen Schicksal: einer akademischen Existenz. So blieb ihm Zeit zum predigen und dichten.

Marti *redet* also nicht mit, wurde aber rezipiert, weil er dichtete. Ich will hier nicht extensiv auf das Binnengespräch der Homiletik eingehen, aber wenigstens eine Stimme zitieren, die intensiv und sensibel zugleich das homiletisch Inspirierende in Martis Kunst herausarbeitete. Karl Heinrich Bieritz schrieb 1984 einen luziden Essay unter dem

Titel *Predigt-Kunst? Poesie als Predigt-Hilfe*. Er fasst den Gewinn des literarisch-homiletischen Grenzverkehrs sehr schön zusammen und wählt sich Marti als Predigt-Helfer.

Bieritz geht von der gewöhnlichen Predigt aus – ja er spießt sie regelrecht auf. Kritisiert wird der Spielplan, der aus einem bestimmten mechanischen Regelwerk besteht und wiederum die Produktion und Rezeption der Kanzelrede bestimmt.²⁴ »Gewöhnlich« heißt die Redestrategie, weil der Prediger dem Hörer gewohnheitsmäßig auf den Leib rückt und ihm früher oder später auf den Geist geht: »Das Spiel, so kunstvoll angelegt und eingeleitet, versandet schon nach den ersten Zügen in Langeweile. Der Hörer weiß, wie es weitergeht und endet, und fühlt sich – je nach Einstellung und Erwartung – beglückt oder betrogen.«²⁵

Auf der Folie der gewöhnlichen Predigt wird erkennbar, was Bieritz von der Predigt-Kunst erwartet. Sie hat »Gott in menschlicher Sprache Raum zu schaffen, nicht nur Texte, sondern auch Wörter und Wort-Bilder so miteinander ins Spiel zu bringen, dass sich ein Überschuss an Sinn, ein Überschuss an Erfahrung ergibt, in dem Gott zu Worte kommt.«²⁶

Das wiederum heißt: Je strenger sich die Predigt an zeitgenössische rhetorische Konventionen hält, um so überflüssiger macht sie sich selbst. Sie leidet am Übermaß an standardisierten, einverständigen und ungebrochenen Bildern – mit andern Worten: Sie ist kitschig und klebrig, statt knackig und frech. Bieritz' Strategie ist offensichtlich: Er plädiert dafür, dass auch die *gewöhnliche Predigt* überraschen soll. Als Beispiel dient ihm *weihnachten* von Kurt Marti. Es ist ein Gedicht, aber zugleich eine Predigt.

weihnacht
damals
als gott
im schrei der geburt
die gottesbilder zerschlug
und
zwischen marias schenkeln
runzelig rot
das kind lag.²⁷

24 Bieritz, *Predigt-Kunst?*, S. 159.

25 Ebd.

26 Ebd., S. 161.

27 Marti, *Der Heilige Geist ist keine Zimmerlinde*, S. 125.

weihnacht heißt die Überschrift, die in hehrer Kürze die Konvention anzeigt, die erst einmal da sein muss, bevor man sie stören kann. Ohne Wohnort keine Befremdung, ohne Irritation keine Überraschung. Und dann das zweite Wort: *damals*. Es steht ganz allein. Es steht für Geschichte. Jetzt wird sie erzählt.

Aber was wird erzählt? Eine Gegengeschichte kommt zwischen den Zeilen der bekannten Geschichte zu stehen. Die bekannte lautet: »und sie gebar ihren Sohn und wickelte ihn in Windeln.« Der Dichter setzt eine andere hinein: »*schrei der geburt, marias schenkel, runzelig rot*«. Er hätte auch »holder Knabe im lockigen Haar« schreiben können. Das wäre ein anderer Zwischentext, den wir schon kennen.

Nun spielt aber auch Gott in der ungewöhnlichen Predigt mit: »*als gott im schrei der geburt die gottesbilder zerschlug*«. Gott wird im Schrei des Neugeborenen aktiv. Im Schrei? Da wird etwas zerschlagen! Das Glas splittert und der Rahmen bricht. Gott ist in dieser Kurzgeschichte kein Zuschauer. Er befreit sich und – verhüllt und enthüllt sich zugleich – zeigt sich überaus konkret, zornig einerseits, rot und runzelig andererseits.

Bieritz warnt vor falschen Schlüssen. Zwar »predigt« dieses Gedicht, aber eine Predigt ist kein Gedicht. Wer genau hinhört, lernt von der poetischen Arbeit, wie man einen alten Text auslegt und einen neuen Text so zwischen die Zeilen hineinlegt, dass der alte in einem neuen Licht erscheint. Mehrsinnig sollen wir predigen, nicht eindeutig, Mut zum Detail und Sensibilisierung für Rhythmus, Strukturierung und Gliederung entwickeln.

Da gäbe es wieder manches zu entfalten. Ich greife nur einen Aspekt heraus: das, was ich vorhin im Prinzip zum Prinzip erklärt habe. Am Anfang war das Wort. Nicht die Wörter. Das Wort. Aber auch nicht allein. Es war bei Gott. Es sind von Anfang an zwei Prinzipien im Spiel: Reduktion und Geselligkeit. Kommen sie zusammen, entsteht etwas Drittes, etwas das zur Welt kommt und ans Licht drängt.

Am Anfang also: Beziehung.

Am Anfang: Rhythmus.

Am Anfang: Geselligkeit.

Und weil Geselligkeit: Wort.²⁸

Die aphoristisch verknappte Predigtkritik – *die wörter fallen, das wort bleibt aus* – bringt die Hoffnung, die in der Leere aufblitzt, *ex negativo*

28 Aus: Kurt Marti: Die gesellige Gottheit am Werk. In: ders.: Der Heilige Geist ist keine Zimmerlinde, S. 168.

zum Vorschein. Wir haben schon gesehen, dass diese Leere eigentlich eine Offenheit anzeigt, die nötig ist, damit gottgerneklein sich zeigen kann. Wenn mich die Predigt überrascht, kommt Gott nicht als vorgefasster Gedanke – als Regel, Gesetz, als absolutes und nacktes Prinzip – vor. Darum hört man zwischen den Zeilen *die wörter fallen, das wort bleibt aus* den Subtext: es gibt ›wörter‹, die bleiben und ein ungewöhnliches ›wort‹, das auffällt. Darum höre ich mir Predigten an. Darum predige ich noch. Weil sie Gottes Wort entbirgt.

Woher kommt das Wort?

Aber wie kommt man zu diesem Wort? Wie erfasst man es? Ich erlaube mir, Elazar Benyoëtz als Beistand anzurufen.²⁹ Der israelische Aphoristiker fragt: Wo ist es? Und sagt: Ich lausche auf etwas in, vielleicht sogar zwischen den Worten. Es macht mich aufhorchen, es lässt auch aufblicken. Es ist Einzahl, nicht Mehrzahl, einfältig und nicht zwiespältig. Und doch: Das Geheimnis des Wortes ist seine offenbare Zweideutigkeit. Es ist das erlösende Wort – das entbindende. Aber ich muss draufkommen und ich muss mich entbinden lassen, damit ich es finde. Wenn ich es ergriffen habe, muss ich es loslassen. Das Wort bricht, wird es lange gehalten. Sprechen heißt, der Sprache sein Wort geben. Das ist etwas anderes, als groß daherreden. Auch der Hörer weiß: mit großen Worten wird man kurzgehalten. Ein großes Wort kann oft gebrochen werden.

Der Theologe sagt ein Wort von Gott, der Dichter spielt mit der Sprache und entlockt ihr Worte, die etwas über ihren Ursprung verraten. Es ist die Sprache, die sich das einbildet und ausdenkt. Leihst du der Sprache dein Ohr, schenkt sie dir ihr Gehör. Was mir die Sprache nicht zeigt, wird mir Gott kaum offenbaren. Sie ist Gehalt des Seins und Halt des Seienden. Noch ehe wir den Mund zum Sprechen öffnen, öffnet die Sprache uns die Augen. Die Sprache überwinden und zugleich aus ihr schaffen, das ist das Paradoxon, an dem Dichtung geprüft wird.

Soweit der israelische Dichter. Ich habe seine Worte zu einem Text zusammengestellt – etwas, das er selber nicht macht. Denn es ist das Wort, das trifft. Im Satz hält die Sprache das Wort zurück und hebt es auf. Es ist offensichtlich: Der Dichter, der ein Wort *sucht*, beginnt an dem Punkt, wo er mit seiner Weisheit am Ende ist. Das ist die Pointe.

29 Der Abschnitt enthält Sprüche aus Elazar Benyoëtz: *Die Eselin Bileams und Kohelets Hund*. München 2007.

Und doch macht auch er Worte. Was das Wort beleuchtet, muss ein Satz erhellen. Sonst müsste er nicht dichten. Er redet von etwas, das sich ihm mitteilt und teilt es aus: Sonst könnten wir es nicht mit ihm teilen.

Gehen wir vom Dichter zurück zum Pfarrer und Theologen, der weiß, wie prekär das Verhältnis von Wortereignis und Predigt ist. Das war es von Anfang an. Das in der Schrift gehaltene Wort ist gefährdet durch die, die es aus der Schrift hervorheben wollen.

schriftgelehrte

... gotteserörterer ...

peter hille

sie örtern

wir örtern

gott

vergeblich

mit wörtern

doch

er ist

der geist

und lässt sich nicht

örtern

er ist das wort

und lässt sich nicht

wörtern.³⁰

Was ist die Predigt anderes als der Versuch, Gott zu wörtern?

Es ist vergeblich Müh. Oder in einer der schönsten Übersetzungen von Kohelet – uf züritütsch: Es isch schiiterig.³¹

Die kritische Weisheit des Kohelet weiß, dass sie von Gott nicht reden kann. Es ist ihre Aufgabe, darüber zu wachen, dass es die Predigerin nicht vergisst und unversehens zum Plappermaul wird. Sie soll auch daran erinnert werden, dass sie den Mund nicht halten darf. Schließlich ist auch die kritische Weisheit eine Sophia. Die Predigenden sollen beides wissen: ihr Sollen und Nicht-Können und Gott die Ehre geben. Man kann sich mit diesem Diktum eine Art Halsstarre und Schreibkrampf

30 Marti, *Der Heilige Geist ist keine Zimmerlinde*, S. 49.

31 Viktor Schobinger: *De versamler, de Prediger Salomo us em hebrèische uf züritütsch* übersetzt vom Viktor Schobinger. Zürich 1985.

angewöhnen. Marti hat sich anders entschieden und sich auf Sophia eingelassen. Sie ...

... umspielte, was er geschaffen,
und schlug, leicht hüpfend von Einfall zu Einfall,
neue Erschaffungen vor.³²

Wie viel Lust da drin ist. Wie viel Wortwitz sich Bahn bricht. Ein melodischer Urknall, dem Wirbel, Bewegungen, Töne entspringen. Es ist das sich freudig ausdehnende All, der Anfang des Universums. Elsbeth Pulver, aus deren wunderbar kompakten Einführung zum ersten Band der fünfbandigen Werkauswahl ich ganz viel über das literarische Multiversum Martis gelernt habe, schreibt: »Marti ist nicht einfach ein Wortspieler, er ist auch lebenslang ein Wortjäger, Wortsammler geblieben, getrieben von einer zugleich etymologischen und spielerischen Neugier nach dem, was im Wort steckt.«³³

Sie weist auf den Titel des schmalen Gedichtbändchens *gedichte alfabeete cymbalklang*. Alfabeet ist wörtlich zu verstehen. Ein Beet, aus dem »nicht einfach Wörter, sondern Dichterwörter wachsen«. Dabei geht es nicht um die Alternative gemacht oder geschenkt. Das Bild weist über sich hinaus. Es weist zurück auf den Buchstaben. Am Anfang war die Silbe. Und es weist den Autor als Züchter aus: »... kein Schöpfer, aber auch kein Macher, er ist, bescheidener, angewiesen auf das, was der Boden hervorbringt, was aber, komplizierter, doch nicht einfach Wildwuchs ist, sondern von ihm geplant, gepflegt, künstlich verändert wird.«³⁴

Verteidigung der Redundanz

Gilt das nicht genauso von der Predigt?

Ich finde Frau Pulvers Bild vom Wortzüchter wunderbar sprechend. Es macht auf den Überfluss aufmerksam. Wir wüssten nichts vom Einen, das nötig ist, ohne den Überschuss des Unnötigen. Das Gleichnis braucht die Konvention und die Rede braucht Redundanz. Wenn keine Worte wegfallen, fällt auch kein Wort auf. Die, die wegfallen, müssen aber nicht nur leere Worte oder Killerphrasen sein. Es dürfen auch wunder-

32 Aus: Marti, Die gesellige Gottheit am Werk, S. 168.

33 Elsbeth Pulver: Ein literarisches Multiversum. In: Kurt Marti: Erzählungen, Werkauswahl in fünf Bänden. Zürich 1996, S. I-XVIII, S. X.

34 Ebd.

bare Wortgezüchte darunter sein, die zart und genau die Welt unter der Sonne loben, aber zum Verbrauch gemacht sind.

Das Sprach- und Bildmaterial ist also nicht in dem Sinn überflüssig, als es durch den Sprachfluss weggeschwemmt würde und dann am Ende nur das Wort bliebe. Es ist nicht das Holz der Skulptur, das der Bildhauer wegschlägt, um zur Gestalt zu kommen. Es ist kein Sinnabfall. Es ist das kostbare irdene Gefäß, das den Schatz des Wortes hält. Es ist der Speicher. Denn der Logos wurde Fleisch. Es muss als Tintenhügel oder Schallwelle über Seh- und Hörnerven einen Impuls auslösen und so in unseren Leib eindringen. Und doch verklingt und zerfällt es.

Warum macht das Sinn?

Weil Name nicht Schall und Rauch ist. Weil mit dem Namen Geschichten verbunden sind und mit den Geschichten ein Bund und mit dem Bund ein ewiges Gedächtnis gestiftet wird. Nenn es Religion! Wie hältst du's mit dem Namen? Benyoëtz sagt: Nicht nur das Wort, auch der Sinn hat einen Klang. Das klingt nach Marti.

ich sann nach sinn
 ich hörte klang
 ist klang der sinn?
 auch rhythmus schwang:
 bin der ich bin –
 all sinn verscholl
 der klang schwingt voll.³⁵

So wie das Gedicht Gott in die Sprache aufhebt, wird die Predigt zur Sprechstunde für Gott, der gesellig ist. Dafür steht der Name und das *ruft* er hervor. Wortliebhaber sind keine Schwätzer, sondern Sänger, die auf das Lied in allen Dingen hören. Es waren auch Sänger, die ihre Liebe zur unerreichbaren Dame des Herzens in Bilder kleideten, die Vorbilder für die Mystik lieferten. Die Minne überwindet die Grenze des Standes. Der Minnesänger besingt eine Vereinigung, die er fühlt. Er kann seinen Mund nicht halten.

Also kann es auch der Gottdichter nicht. Die Zangen der Logik können die zarte Gottheit nicht fassen. Die spitzen Finger der Homiletik und die Samthandschuhe der Poetologie vermögen es auch nicht.

Es ist gut, zieht Marti eine Grenze. So entsteht das, was Eberhard Jüngel eine »beziehungsreiche Nachbarschaft« nennt. Es kommt das eine zum andern. Wie sollte es auch anders sein!? Marti räumt in seinem Essay ja auch ein, dass der Dichter zwar zur Welt und von der Welt

35 Kurt Marti: Namenszug mit Mond. Zürich 1996, S. 309.

spricht, aber dabei eine eigene Form der religiösen Rede pflegen kann, die Gott preist – frei vom Auftrag. Eberhard Jüngel nennt ihn einen Sehenden, weil er in einer äugigen Welt den Durchblick wahrte und im Dampf des Spirituellen einen klaren Kopf behält.³⁶

Wortschluss

Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. Aber ich will zum Schluss kommen. Marti fragt: Wie entsteht eine Predigt? Wie entsteht ein Gedicht? und ich frage: Wie vergeht eine Predigt? Wie vergeht ein Gedicht? Hilde Domin sagt:

Das Gefieder der Sprache streicheln
Worte sind Vögel
mit ihnen
davonfliegen.³⁷

Gilt das nicht auch für die Predigt? Sie ist ein flüchtiges Wort, ein Klang, der verhallt und wenn wir Glück haben, können die Zuhörenden ein wenig mit ihren Worten davonfliegen. Das Nebeneinander von Predigt und Lyrik als zwei unterschiedliche Sprachvorgänge ist durch eine Grenze verbunden, die man schon überschritten hat, wenn man sie kennt.

Predigt weckt den Glauben, Lyrik macht hellhörig für das Wort, das sie bespricht.

In einem Interview mit der Berner Zeitung, meint der 89-jährige, er habe keine Lust, sein Leben zu bilanzieren oder seine Texte zu archivieren.³⁸ Man glaubt es ihm. Es spricht der Prediger. Gesprochene Sprache ist dazu bestimmt, davonzufliegen. Aber Gott sei Dank sind Martis Wortzuchtungen im Sprachboden gepflanzt und verwurzelt. So bleibt das Gesagte als Aufgeschriebenes im Gedächtnis bewahrt.

Marti hat viel dafür getan, dass auch Texte von anderen nicht vergessen gehen. Ein Büchlein heißt *Fromme Geschichten*. Eine Erzählung hat es mir besonders angetan. Sie soll am Schluss stehen.

36 Eberhard Jüngel: Vorwort, aus: Marti, *Der Heilige Geist ist keine Zimmerlinde*, S. 15.

37 Hilde Domin: *Abel steh auf. Gedichte, Prosa, Theorie*. Stuttgart 1979, S. 36.

38 Interview mit der *Berner Zeitung* am 3.4.2010: <http://www.bernerzeitung.ch/kultur/buecher/Ich-glaube-nicht-dass-ich-auferstehe/story/10805641BZ> (12.12.2015).

Rabbi Chama, ein frommer Mann, hat in seinem Leben viele kluge Schriften verfasst. Von seinem 36. Lebensjahr an, begann er, alles, was unzulänglich ausgedrückt oder zu unsicher war, auszutilgen. Das machte er so schonungslos, dass er alles, was er einst geschrieben hat, wieder vernichtet hat. Die Schüler weinten, als er sämtliche Schriften verbrannte, der Alte aber tanzte – trotz seiner Schwäche mit kleinen leichten Schritten ums Feuer. Wenig später starb Rabbi Chama. Die Schüler fanden einen Zettel im Nachlass. Darauf stand gemalt: Der Name, geheiligt sei er! Als bald erkannten die Schüler den Sinn des Vermächtnisses: Im EINEN und heilig-unaussprechlichen Namen Gottes, blieb alles bewahrt und gegenwärtig, was ihr Lehrer gelebt, geglaubt, gedacht hatte.³⁹

39 Kurt Marti: Fromme Geschichten. Stuttgart 1994, S. 69.